

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 22

Artikel: Berggeister
Autor: Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verwundetes Tier schleppte er sich in den Schatten und blieb dort stöhnend liegen.

In diesem Augenblick aber kam die Infantin selbst mit ihren Gespielen durch die offene Flügeltür herein. Und da sie den hässlichen Zwerg am Boden liegen sahen, wie er mit geballten Fäustchen in höchst phantastischer und übertriebener Weise um sich schlug, brachen sie in helles, kindlich-frohes Lachen aus und umringten ihn alle und sahen ihm zu.

«Sein Tanzen war unterhaltend», sagte die Infantin, «aber sein Spiel ist noch viel unterhalter. Er spielt beinahe so gut wie die Drahtpuppen. Nur selbstverständlich nicht ganz so natürlich.» Und ihre Händchen flatterten mit ihrem grossen Fächer auf und nieder und klatschten Beifall.

Der kleine Zwerg aber blickte kein einzig Mal auf, und seine Seufzer wurden leiser und leiser, und plötzlich entrang sich ein seltsamer Laut seiner Kehle. Er grub sich die Nägel in das Fleisch. Dann fiel er wiederum zurück und lag ganz unbeweglich.

«Das war grossartig», sagte die Infantin nach einer Pause. «Aber jetzt musst du mir etwas vor- tanzen!»

Da riefen die Kinder im Chor: «Ja, du musst aufstehen und tanzen, denn du bist nicht minder geschickt als die Berberaffen und viel, viel komischer.»

Der kleine Zwerg aber antwortete nicht.

Und die Infantin stampfte mit den Füßchen auf und rief ihren Onkel herbei, der mit dem Kanzler auf der Terrasse promenierte und einige Depeschen las, die soeben aus Mexiko angelangt waren, wo man kürzlich das heilige Amt eingerichtet hatte.

«Mein lustiger kleiner Zwerg schmollt!» rief sie. «Weck' ihn mir auf und sag' ihm, dass er für mich tanzen solle.»

Die Kinder lächelten einander zu und schlenderten herein, und Don Pedro beugte sich nieder und schlug den Zwerg mit seinem gestickten Handschuh auf die Backe. «Du sollst tanzen», sprach er, «*petit monstre*. Tanzen sollst du. Die Infantin des spanischen Königreiches und der beiden Indien will unterhalten sein.» Aber der kleine Zwerg rührte sich nicht.

«Man sollte nach dem Peitschenmeister senden», sprach Don Pedro müde und ging wieder auf die Terrasse hinaus. Der Kanzler aber blickte ernst und kniete neben dem kleinen Zwerg nieder und legte die Hand auf dessen Herz. Und nach Ablauf

einer Sekunde zuckte er die Achseln, stand auf, verneigte sich tief vor der Infantin und sprach: «Mi bella princesa! Ihr lustiger kleiner Zwerg wird nie mehr tanzen. Es ist schade, ist er doch so hässlich, dass er selbst dem König hätte ein Lächeln entlocken können.»

«Und warum wird er nie mehr tanzen?» frug lächelnd die Infantin.

«Weil ihm das Herz gebrochen ist», erwiderte der Kanzler.

Da runzelte die Infantin die Brauen und ihre niedlichen Rosenlippen kräuselten sich reizvoll vor Verachtung.

«In Zukunft mögen jene, welche mit mir zu spielen wünschen, kein Herz haben!» rief sie und lief in den Garten hinaus.

C. F. Ramuz

B E R G G E I S T E R

Deutsch von Rudolf Weckerle

Sie sind wirklich vorhanden oder sie sind es nicht. Gewisse Leute versichern, dass sie sie gesehen haben, andere sagen, dass es der Mond sei, ein Mondstrahl, der durch das Hüttenfenster dringt, dessen Laden auf und zu schlägt. Der Strahl bricht sich auf dem aus Erde festgestampften Hüttenboden. Der Laden schlägt immer auf und zu; seltsam bewegt sich der Strahl vorwärts, beständig wechselt er seine Stelle und seine Form, jetzt ist er grün, seltsam grün, dann wieder blau, seltsam blau. Bald hüpfte er auf den Tisch, bald gleitet er bis zum Herd, dann eilt er senkrecht hinauf, schlüpft um die Ecke und ist plötzlich verschwunden. Nein, doch nicht, da ist er schon wieder. Wo ist er denn diesmal hereingekommen?

Ah! durch das Schlüsselloch, oder sogar durch den Kamin. Der Laden schlägt auf und zu; die Männer in der Sennhütte, die auf dem Stroh schlafen, erwachen, zwinkern mit einem Aug, sehen nichts und begreifen nichts. Es gibt aber solche unter ihnen, die behaupten, dass sie sie gesehen haben, mit eigenen Augen gesehen, und dass es nicht der Mond sei, sondern kleine bärige Männlein in feinen gläsernen Kleidchen, als steckten sie in kleinen beweglichen Flaschen; hier drinnen fühlen sie sich wohl, sie hüpfen auf einem Bein und machen sich lustig über uns.

Nicht dass sie böse wären, jedoch spielen sie uns gern einen Streich. Es macht ihnen Spass, unter das Salz, das man für das Geleck verwendet, Erdklümpchen zu mischen. Die Küchengeräte sind an Nägeln aufgehängt; sie kommen, sie reissen die Nägel heraus, und die Geräte purzeln herab. Nichts kann sie aufhalten, überall kommen sie durch. Weil sie sich in der Luft bewegen und leichter als die Luft sind, brauchen sie sich von ihr nur tragen zu lassen. Werden sie vom Wind auf eine Mauer zu geweht, hüpfen sie einfach über die Mauer weg. Was nützt es, die Türe zu schliessen, doppelt zu schliessen, sie sind gleichzeitig draussen und drinnen. Für sie ist es ein Leichtes, alles zu tun, was ihnen einfällt, sie schmuggeln sich in den Stall, legen sich unter den Bauch der Kühe und trinken sogar. Wird am folgenden Tag das Tier, das wenigstens seine zehn Liter gab, gemolken, kann man noch kaum ihrer fünf aus ihr herausziehen. Und andere Kühe sind wie ausgetrocknet.

«Und es kann doch nicht der Mond sein!» sagen die Alten, denn diese sind es vor allem, die an ihr Vorhandensein glauben. «Und es kann doch nicht der Mond sein, der uns diese Sauerei in das Salz geschüttet hat und während der Nacht die Milch-eimer umstürzt. Das sei der Mond!» — «Der Mond?» Sie zucken die Achseln, sie stopfen ihre Pfeife, und kaum zwischen die Zähne gesteckt, geht sie schon los; Schiesspulver hat jemand hineingetan. «Soll da immer noch der Mond schuld sein?»

*

Uebrigens, das muss man sagen, wenn sie mit uns auch Schabernack treiben, diese Kobolde, so leisten sie uns auch gute Dienste. Jene Leute, bei denen sie die Gewohnheit haben auf Besuch zu gehen — und sie besuchen nicht jedermann — sind froh, sie bei sich zu wissen. Haben sie unsere Hütte zu ihrer Wohnung gewählt, nun: «Das ist

eine gute Sache.» Sie beschützen uns und auch unser Vieh vor Krankheiten, schleichen Epidemien umher, so belagern sie die Tür und sagen: «Kein Eintritt hier.» Und gehen Fieber um, die Bräune, die Masern, der Keuchhusten, und haben Tiere die Klauenseuche, wir sind wie auf einer Insel. Die Gewitter wenden sie von uns ab, diese starken Gewitter im Gebirge, die man nicht kommen sieht, so schmal ist hier der Himmel, es ist, als ob er verschlungen würde von den auf allen Seiten emporgerückten Gräten, welche die Fortsetzung der Felswände bilden. Schliesslich bleibt vom Himmel nur noch ein kleines Rund übrig, blauem Papier gleich, so wie man es auf Konfittüretöpfen sieht.

Dass das Gewitter ganz nah ist, daran zweifelt niemand. Hebt man den Blick, so sieht man, dass die Höhen vollständig hell sind. Und vernimmt man wie zufällig einen dumpfen Donnerschlag, so will man nicht daran glauben, man sagt sich: «Das Wetter ist zu schön.» Das Donnergepolter versucht man so zu erklären: In irgendeiner Schlucht, die von hier aus nicht sichtbar ist, wo der Widerhall aller Echos wohnt, mag, wie es hier geschehen kann, ein Felsblock herabgestürzt sein; und der Aufruhr steigt empor und wie er über den Rand dieser Felsschranken dringt, die uns umgeben, da bricht er gleichsam mitten entzwei und stürzt auf uns nieder. Und wieder blickt man zum Himmel. Nicht eine Wolke. Und kurze Zeit später sieht man mit Erstaunen, dass der auf der Westseite gelegene Grat, bestehend aus vielen spitzen Zacken, einem lückenhaften Zahnkiefer gleich, mit einemmal seine Farbe ändert und in die Höhe zu wachsen scheint, eine schwarze Wolkenmasse, einem Balken vergleichbar, scheint die Höhe des Bergkammes zu verdoppeln, der schwarze Balken wird sehr rasch breiter und breiter und stösst gegen die Mitte des Himmels vor. Die Nacht ist gekommen. Ueber uns hat es eine Decke, schwarz wie Russ, die nicht den geringsten Lichtfaden mehr durchlässt und unter dieser Decke bilden die Bergeshöhen einen geschlossenen Kreis. In einem Augenblick hat es sich über uns zugetan. Man hat nicht mehr genug Luft. Im selben Augenblick sieht man, wie sich über der höchsten Felsspitze eine vage Gestalt erhebt; sie hält eine Peitsche, eine Flammenpeitsche, sie knallt mit der Peitsche, der Geisselriemen zuckt über den violetten Grund der Himmelsräume und wie er mit seinem äussersten Ende auf einen Felsen schlägt, dass dieser ertönt wie der Amboss unter

dem Hammer, fordert er zum Aufruhr heraus. Von einem ersten Echo wird der Donner aufgefangen, ein zweites, das ihn zurückwirft, vermehrt noch seine Stärke, so rollt der Donnerhall, von Echo zu Echo geworfen, unaufhörlich um uns her, und immer gewaltiger werdend, scheint er gegen sich selber zu prallen. Und in mächtigen Zickzacken wird wieder ein Bitz aus der Höhe des nächtlichen Himmels herabgeschleudert durch die zusammengeballten Lüfte, gerade vor uns geht er nieder, und das splittert und kracht, einem Schilfrohr gleich, das, wenn man sich darauf stützt, entzwei bricht. Die Schleusen des Himmels öffnen sich. Ringsum ist verworrender Aufruhr. Von oben das stürzende Wasser ist rings um uns her, steigendes Wasser von unten kommt aus der Erde empor; man ist mitten in einem solchen Brausen und Getöse drin, dass unsere Ohren ihren Dienst verweigern; und mit solcher Raschheit folgt die Nacht dem Tag und der Tag der Nacht, dass man gar nicht mehr weiss, wo man ist, ja, man weiss selbst nicht mehr, ob man überhaupt noch da sei oder nicht.

*

An jenem Tag, gegen vier Uhr, war ein starkes Gewitter, und wie gewohnt, war es so plötzlich losgebrochen, dass sie noch kaum Zeit gehabt hatten, die Tiere unter Dach zu bringen.

Das war bei David Chablop, einem reichen und äusserst sparsamen Mann. Er war Besitzer eines schönen Stückes Weidelands, das fünfzig Tiere ernährte, auch gehörte eine Sennhütte dazu von der selben Grösse wie diese, in welche er soeben gekommen war.

Das Gewitter tobt, die Kühe sind im Stall, die Sennen unter Dach des grossen Hüttenraums, wo der Käse zubereitet wird; nun mochte es weiter donnern und regnen. Die Donnerschläge waren an jenem Tag besonders heftig und sie folgten sich so rasch aufeinander, dass schliesslich nur noch ein einziges, ununterbrochenes Rollen war, von dem man nicht wusste, ob es sich in der Luft befindet, oder tief unter uns, an der Wurzel der Gebirge, es war, als ob sie, und wir damit und die Hütte, geschüttelt würden, wie mit zwei riesigen Händen. Der Boden wankte unter unsren Füssen. Stücke des Zementverputzes lösten sich von den Mauern. Die Blitze tauchten das grosse, weitausladende Kamin ganz in Weiss, dann glänzte der Russ, der allenthalben auf ihm lag, wie Silber auf; Russplättchen lösten sich davon ab, sie fielen in das Feuer, man hatte nämlich das grosse

Käskessi, das am Ende eines drehbaren Armes hängt, auf die Seite geschoben. Sie fielen in das Feuer und Funken stiegen daraus empor, einem grossen Strauss von Schwerblüten gleich, der obere Teil des Strauss, vom Winde entführt, verschwand, durcheinanderwirbelnd, durch das Loch, das man ins Dach gebrochen hatte.

Man sah, dass Chablop beunruhigt war. Der Mann, der den Käse bereitete, fuhr mit den Armen, in regelmässigen Bewegungen, fort zu rühren in der Milchmasse, die zu gerinnen anfing.

Ein Blitz! Rings um uns ward alles in Weiss getaucht. Man hatte gerade soviel Zeit, um auf all die verschiedenartigen Gegenstände, die da an der Seitenwand aufgehängt waren, oder auf dem Boden umherstanden im kleinen Raum, einen flüchtigen Blick zu werfen — und schon sah man nichts mehr. Nichts als dunkle Nacht, in der man war, erhellt in einem Winkel nur von einem roten Schein; auch dieser einen Schatten warf. Ein Blitz! Alles ist Weiss. — Vorbei. Nun sprang der Wind auf den Dachfirst, dass er sich bog, so wie der Rückgrat eines Pferdes, wenn der Reiter sich in den Sattel schwingt; und da war schon der Regen mit seinem schweren Tropfen- und Trommel-Klopft-Klopft; und wieder begann der Wind mit lärmender Stimme; und das war ein Durcheinander von Wind-, Regen- und Donnergebraus, dass man sich von der Erde weg in die Lüfte gehoben glaubte. Wieder zurückgefunden, schaute man sich um, man sah einander kaum; man konnte jedoch das Gesicht von Chablop von den andern unterscheiden, es war rot beleuchtet, mit einem rotgewordenen Bart. Welch seltsame Grimasse macht er. Er hat etwas gesagt, man hat nicht verstanden, was er sagte. Krach! Diesmal ist der Donnerschlag dem Blitzstrahl gefolgt, bevor dieser Zeit gehabt hätte, sich recht zu entfalten. Ein trockener Schlag war es, einem ungeheuerlichen Krachen vergleichbar, so, wie wenn ein Eichenstamm, den man fällt, mit seiner ganzen Masse auf einen niederstürzen würde.

Man hat einen Mann sagen hören: «Der da! (Einen Augenblick lang war Stille gewesen.) Er kann nicht weit von hier gefallen sein.»

Nun aber ein Alter, namens Mottier:

«Es ist vorüber.»

Mottier hebt den Kopf. Und wirklich — wie seltsam — das Donnerrollen entfernte sich schon, der Wind war nur noch wie eine sanfte Klage. Noch vernahm man durch den Platzregen, der auf das Dach niederprasselte, vereinzelte Donner-



Foto H. P. Roth

schläge; doch hört, sie verstummen schon! Die Männer, die vor die Tür der Alphütte getreten sind, den Blick hebend, haben sehen können, wie zwischen den zerstreuten Wolk'en der aufgehellt Himmel seine schönen blauseidenen Banner enthüllte und sie fröhlich flattern liess.

Es ist vorüber. Die Männer schauten umher. Alles was vom Gewitter übrig blieb, das waren tausend kleine, sozusagen improvisierte Sturzbäche, die rings von den Felswänden schwebend niederfielen wie Strähnen aus weisser Baumwolle, aus den Vertiefungen des Felsens waren sie entsprungen, um im schwankenden Sturz in die Tiefe, sich gleichsam in Fasern aufzulösen.

Da war überall ein Rieseln und Rauschen. Ein Grashalm nach dem andern begann sich aufzurichten, jeder trägt an seiner feinen Spitze eine vollkommen runde Wasserperle und jede hat ihr Funkeln in den wiedererstandenen Tag gestrahlt.

*

Vor dem Schlafengehen haben sie nur noch den Käse bereiten müssen. Sie waren sofort eingeschlafen, während im Osten über dem Gebirge der Mond im letzten Viertel erschien und wie ein zur Hälfte geschmolzener Eisscherben gleichsam im Wasser des Himmels zu schwimmen schien.

Chablot ist als erster aufgewacht. Sie schliefen alle gemeinsam im grossen Abteil der Hütte in mit Stroh ausgefüllten Holzrahmen, die an der Mauer befestigt waren. Chablot röhrt sich auf seinem Strohlager. Er hat ein Geräusch gehört. Was ist das? Jemand bewegt sich neben der Tür. Jemand ist durch das Fenster gestiegen. Chablot blickt hin, er sieht nichts. Er schaut wieder, und richtet sich in seiner Wolldecke, die er ein wenig an sich zieht, auf; nichts ist zu sehen, absolut nichts, als ein bleicher Streifen Mondschein, der durch die niedere Oeffnung gleitet, die drei Fuss über dem Boden in die Mauer gebrochen ist. Nun hört man etwas fallen. Und da schleift jemand an den Schnürriemen Chablot's Schuhe, die er unten an sein Bett gestellt hat, über den Boden hin. Sind es Ratten? Nichts sieht man; aus einer Ecke aber grinst jemand. Jetzt spürt Chablot, wie ihm etwas über seine Beine huscht, er streckt die Hand darnach aus, er betastet sich; nun aber spukt es auf dem Dach. Irgend etwas ist auf dem Dach. Jemand muss auf dem Dach sein. Es ist so, als ob Vögel sich darauf setzen würden, um mit dem Schnabel nach Insekten zu suchen, die sich zwischen den Holzschindeln eingenistet haben. Und jetzt scheint es, als ob jemand auf seinem

Hintern, wie aus Spielerei, über einem hinabrutschen würde, um sich dann, mit beiden Händen festgeklammert, an den Rand des Daches zu hängen.

Die andern schnarchen, Chablot ist wach und regt sich. Eine grosse Rahmkelle, die gegen die Mauer gelehnt stand, purzelt um. Chablos hält es nicht mehr länger aus; er ruft:

«He, Mottier!»

Mottier erhebt sich.

«Komm zu mir!»

Chablot spricht zu ihm mit leiser Stimme:

«Sag', was ist denn hier los? Das ist noch schlimmer als das Gewitter.»

«Ihr wisst es wohl, das sind doch sie.»

«Sie?»

«Sie sind gekommen, Euch einen Besuch zu machen, das ist ein Glück für Euch.»

Chablot wird verdriesslich.

«Was, Glück! Der Teufel ist's, nach Schwefel stinkt's hier.»

Und dann hat er noch gesagt:

«Man muss ihm Angst machen, man muss Lärm machen. Man sollte doch ruhig schlafen können.»

Wohl hat Mottier versucht, ihn zurückzuhalten, Chablot springt von seinem Lager auf; mit der Faust packt er seine Peitsche, eine Peitsche mit grobem Stiel aus gedrehtem, biegsamem Holz mit einem Riemen aus Leder und einem hänfernen Zwick daran; und, als ob er verrückt geworden wäre, beginnt er mit der Peitsche zu knallen; Schritt um Schritt, mitten durch den Hüttenraum, geht er, bis in die hintersten Winkel rennt er, und da ist immer dieses lärmende Peitschengeknall, als ob einer mit dem Gewehr schiessen würde.

Die andern auf dem Stroh wachen auf, beugen sich über den Rand ihres Lagers und fragen sich, was sich ereigne.

Nun aber scheint der Hüttenraum wirklich vom Spuk befreit zu sein. Das war ein bestürztes Fliehen gewesen, ein sanftes Rascheln allenthalben und ein Enteilen auf leisen Füsschen. Mottier schüttelt den Kopf; Chablot hat sich wieder schlafen gelegt.

Die übrige Nacht hat sich nichts mehr ereignet.

*

Sie waren auf einer hohen Tanne, die sich nahe bei der Sennhütte erhebt. Und ein Geschwätz und Gewisper war auf dieser Tanne, so, wie wenn eine Schar Stare über die Ebene schwirrt, um sich im Wipfel eines Baumes niederzulassen. Sie sagten:

«Er ist böse.»
«Wahrhaftig, er ist böse.»
«Man muss ihn darum bestrafen.»
«Man wird ihm die Milch austrinken.»
«Oh!» sagte jemand, «das wirkt nicht, das ist für ihn keine Strafe.»
«Nun, was müssen wir ihm antun?»
«Wisst ihr was?», sagt jemand, «wir werden ihm seine kleine Enkelin rauben.»

Sie alle haben Beifall geklatscht. Immer noch schien der Mond. Und weil der Mond leuchtete, schienen sie — oder war es Täuschung — grün anzusehen, ein helles Grün im dunkeln Nadelwerk, wo sie sich wiegten am äussersten Ende der Zweige (oder war es der Wind?); dort waren sie, sprachen miteinander mit feinen Stimmen, als ob hundert Spatzen piepten (es ist aber Nacht, und die Vögel schlafen).

«Also, einverstanden!»

«Nur», begann wieder jemand, «man wird behutsam ans Werk gehen müssen, um niemand zu stören.» — «Du, du schlüpfst durch das Schlüsselloch, gib acht, dass der Schlüssel nicht zu Boden fällt. Wir andern, wir schlüpfen durch das Fenster. Auf die Scheiben aufgepasst!»

Alle waren einverstanden gewesen.

*

Im Laufe des Tages hatte Chablon Besuch erhalten von seiner kleinen Enkelin, einem Kind von fünf oder sechs Jahren, an dem er sehr hing. Es durfte einige Tage auf der Alp verbringen. Man hatte es gegen zwei Uhr kommen sehen, auf einem Maultier reitend, sein geschnürtes Reisebündelein war an den Sattel gehängt. Sobald er es in der Ferne hatte erblicken können, hatte sich Chablon auf den Weg gemacht, ihm entgegen. Und er hatte es in seine Arme genommen, viele Küsslein gibt er ihm auf beide Backen, und der Alte lachte beim Anblick der Kleinen und die Kleine freute sich, den Grossvater zu sehen.

Chablon hatte ein Nachtlager bereiten lassen, nicht weit von seinem entfernt. Man hatte auf dem Boden eine schöne Garbe frischen Strohs ausgebreitet, eine neue Decke diente als Unterbettuch, eine andere neue Decke als Oberbettuch. Mit feinem Heu hatte man einen Kopfkissenüberzug vollgestopft. Und Chablon, neben dem Lager stehend, sagt zu der Kleinen:

«Du wirst gut schlafen, oder nicht?»

«O ja!» sagt sie.

Chablon hatte die Kleine schlafen gelegt, auch er legt sich hin. Alle gehen schlafen. Sie waren

ihrer sieben. Nicht ein Geräusch. Wieder dieser matte Mondschein. Chablon, in seiner Unruhe, war, kaum eingeschlafen, wieder erwacht. Er lauscht. Man hört nichts. Man hörte nur den Wildbach, der mit dumpfem Lärm seinen Schlangenleib über die Kieselsteine wälzte. Alles still sonst. Chablon schläft wieder ein. Die Nacht ist vorüber, am Morgen aber, da hat Chablon gesagt:

«Nicht möglich!»

Er blieb am Lager der Kleinen stehen, da war wohl ihr Bett, aber keine Kleine darin.

Er ruft:

«Kommt und seht!»

Sie kamen.

Und sie alle haben das Erstaunliche feststellen müssen, dass das Bett leer war, leer, obgleich nicht im geringsten in Unordnung. Im Stroh war die Vertiefung des Körpers abgezeichnet. Ja, aber nur die Vertiefung.

Chablon rannte wie ein Verrückter in der Hütte umher. Er sagte:

«Das ist nicht möglich! Wo mag sie wohl sein? Man muss sie suchen, so schnell als möglich.»

Und man ist sie suchen gegangen, und nur wenig Zeit später hat man sie gefunden.

Mottier hat sie gefunden oben auf der Alp an einer felsigen Stelle, wo die Kühe nicht mehr hingelangen, wo er aber mit den Geissen hinaufgeklettert war. Sie weideten zwischen den Steinen, bald hier, bald dort die Gräseln abrupsend, und wenn sie ihr kleines Spitzbärtchen schüttelten, lassen ihre Glöcklein, die sie am Halse haben, ein leichtes Kling-Kling hören. Mottier hält an, und auch er sagt:

«Nicht möglich!»

Obgleich sein Erstaunen nicht so gross war. Da lag die Kleine am Rande des Bergbaches, der zwar hier erst seinen Anfang nahm, wie ein silbernes Schnürchen sah er aus, das sich zwischen dem Gestein durchwand. Im Moos lag sie, so, wie in einem andern Bett, so, als ob jemand es ihr sorgsam bereitet hätte. Sie erblickt Mottier, mit einem ganz rosigen Gesichtchen lächelt sie ihm zu; und er sagt:

«Woher kommst denn du?»

Und schon war er noch weiter hinaufgestiegen und von einem Felsen aus winkte er, mit beiden Armen weit ausholend, jenen zu, die man dort unten sah, in der Mulde des Weideplatzes, nach allen Richtungen hin verstreut, und die nicht grösser schienen als Getreidekörner. Sie haben ihn gesehen, sie haben ihm ein Zeichen gegeben, und

sie kamen mit Chablop auf ihn zu, währenddem er, in seinen Armen die Kleine haltend, mit grossen Schritten hinabstieg, ihnen entgegen.

«Ach, mein Gott!» sagte Chablop, «da ist sie ja! Wo hast du sie gefunden?»

«Dort oben, am Bach.»

«Wie ist sie dort hinaufgekommen?»

«Ja eben», hat Mottier mit einem verschmitzten Gesicht gesagt, «das weiss man nicht genau.»

Chablop wendet sich mit strenger Miene an die Kleine:

«Was hast du gemacht?»

«Ich habe nichts gemacht.»

«Warum bist du fortgelaufen?»

«Ich bin nicht fortgelaufen.»

Sie war sehr erstaunt über die Frage.

«Wie hast du denn den Weg dort hinauf gefunden?»

«Ich bin durch das Fenster gestiegen, dann durch die Luft geflogen.»

«Bist du nicht sehr müde?»

«Oh, gar nicht! Man hat mich getragen.»

«Hast du keinen Hunger?»

«O nein, nein! Sie hatten mir ein gutes Bett gemacht und sie haben mir zu essen gegeben.»

«Wer denn?»

«Ich weiss nicht.»

«Und was hast du gegessen?»

«Heidelbeeren.»

Und wirklich, sie lachte einen an mit ganz schwarzem Mund und einem verschmierten Gesicht.

Man hat sie in die Sennhütte zurückgetragen. Chablop ging nicht mehr von ihr weg. Er fürchtete, dass sie sich erkältet habe.

«Oh, sie sind nicht so böse!» sagte Mottier, der Alte mit seinem weissen Kinnbärtchen und mit seinen goldenen Ringlein in den Ohrläppchen. «Das ist nicht so schlimm. Aber seht! Ihr habt sie erzürnt. Sie haben Euch einen Schabernack gespielt.»

«Wer denn?»

«Sie.»

Chablop zuckt die Achseln. Mottier:

«Sie waren trotzdem gut zu Euch gewesen. Ihr erinnert Euch an den Blitzschlag. Er hat an jenem Abend eingeschlagen, nicht weit von der Hütte. Er hätte über uns einschlagen können. Und was wäre dann von der Hütte noch übrig geblieben? Sie aber, sie waren dort und sie sind's, die dem Blitz die Spitze brechen.»

«Schwatz' nur immer», sagte Chablop.

«Das ist wahr, sie haben Euch einen Dienst erwiesen. Und Ihr, und das ist auch wahr, anstatt auf sie Rücksicht zu nehmen, habt Lärm gemacht, das haben sie nicht gern. Sie sind geflohen. Oh, man muss sanft umgehen mit ihnen. Man muss sie heute nacht besser empfangen, wirklich, sonst ...»

«Was sonst?»

«Sonst wird die Sache noch schlimmer.»

Chablop aber hat gesagt:

«Man wird's sehen.»

Er ist die Kleine suchen gegangen und er hat die Kleine an der Hand genommen. Er hat mit der Kleinen einen Spaziergang gemacht.

Und an diesem Abend, da sagt er:

«Ich hoffe sehr, dass man diese Nacht ungestört sein wird. Man muss Vorsichtsmassnahmen treffen.»

Er hat zu den Männern gesagt:

«Holt zwei Sturmlaternen. Leert genug Petrol hinein, damit sie die ganze Nacht brennen. Zündet sie an!»

«Oh, gebt acht!» sagte Mottier. «Es scheint mir, dass diese Anordnung nicht besonders gut ist.»

Chablop aber hörte nicht auf ihn. Als die Nacht kam, hat er eine der hellbrennenden Laternen auf den Tisch vor dem Fenster gestellt; die andere hat er aufgehängt bei der vordern Tür. «So wird man», sagte er, «wenigstens sehen können, wer hereinkommt, und ob es überhaupt ein Mensch ist.»

Hierauf hat er seine Peitsche genommen, er hat sie ganz nahe neben sich auf sein Strohlager gelegt, nachdem er vorher noch die Kleine in seinem Bettrahmen, an seiner Seite schlafen gelegt hatte; und sie lagen so nicht am besten, weil der Rahmen eng war.

«So, nun wird man sehen, ob sie jetzt noch kommen wollen.»

Er legt sich schlafen, ebenso die andern. Es war abends zehn Uhr. Sie hängen ihre Uhr in Reichweite an einen Nagel. Wegen der Laternen sah man genug, um die Zeit ablesen zu können. Eine der Laternen löscht aus, ohne dass jemand das Glas hochgezogen hätte, sie muss aus nächster Nähe, oben über die Öffnung des Glases hin, ausgeblasen worden sein. Die andere Laterne löscht aus.

Man sieht nichts mehr. Es ist, als ob etwas durch die Hütte huschen würde, da ist über den festgestampften Erdboden hin ein Rascheln gewesen, als ob der Wind dürre Blätter darüber geweht hätte, und gleichzeitig ist Chablop die Wolldecke weggerissen worden.

Chablotz fährt aus dem Schlaf auf, er stösst einen Schrei aus. Er sagt:

«Wer da?»

Er hat sich sitzend aufgerichtet, er flucht. Er drückt die Kleine an sich. In diesem Moment jedoch kracht etwas unter seinem Lager. Der Bettrahmen, der auf zwei schräg in die Wand gefügten Holzstützen geruht hatte, rutscht wankend zur Seite und schlägt gegen die Mauer, und Chablotz, die Kleine haltend, wird zu Boden geworfen, wo er ausgestreckt liegen blieb, so dass man hätte glauben können, er wäre totgeschlagen worden.

Die andern kamen. Er hatte keinen Schaden genommen. Auch die Kleine war unversehrt. Und sie lachte, als sie ihren Grossvater zürnend schelten sah, während die andern im Kreis um ihn herumstanden.

Und abermals schüttelte Mottier den Kopf, ohne ein Wort zu sagen.

*

Am folgenden Morgen hat Chablotz Mottier befohlen das Maultier zu satteln.

Er hat gesagt:

«Ich geh'!»

Mottier hat gesagt:

«Und die Kleine?»

«Sie wird mit mir hinuntergehen. Du wirst mich ersetzen, Mottier.»

Er hat zu den Männern gesagt:

«Mottier tritt an meine Stelle.»

Er hat das Maultier bestiegen; die Kleine hatte er vor sich, zwischen seine Schenkel, gesetzt.

Die Männer waren ihm dabei behilflich; sie fragten sich:

«Wird er wieder kommen?»

Mottier hat gesagt:

«Nicht so bald.»

Sie schauten Chablotz, der ihnen den Rücken zukehrte, nach. Das Maultier schlug, weil Fliegen es plagten, mit dem Schwanz heftig um sich gegen seine runde Kruppe. In der Ferne der Alpweiden sind Chablotz und sein Maultier ganz klein geworden.

Mottier ist es, der nun gesagt hat:

«Ja, an uns wird es nun liegen, mit ihnen Freunden zu machen, wenn wir wollen, dass sich das wieder zum Guten wendet.»

Die andern lachten:

«Wie machen?»

«Man wird ihnen eine Schüssel voll frischen Nidel bereitstellen und Erdbeeren pflücken für sie.»

J. Hans Richter

DER GRAUE SPION

(Es geschah kurz vor dem zweiten Weltkrieg)

John war in eingeweihten Kreisen unter dem Namen «Der Graue Spion» bekannt. — «Eine vornehme Erscheinung mit leicht ergrauten Schläfen» — diese Daten waren aber auch alles, was anfänglich über diesen deutschen Meisterspion bekannt war. — Ich kannte John gut; von A W II her. —

Endlich hatte man in dem von ihm «zu bearbeitendem Stammland» seine Spur entdeckt. — Was anfänglich nur eine Spur war, wurde langsam massiver. — Man hätte zufassen können, aber noch schien das nicht angebracht zu sein. So wiegte man den Abwehrmann John, den «Grauen Spion», in eine sorgfältig aufgezogene Sicherheit. — Dann wurde der Abwehr jenes Landes von der ihr vorgesetzten Dienststelle mitgeteilt, dass man — aus irgendeinem, bisher unbekannt gebliebenen Grunde — den «Grauen Spion» nicht in seinem «Gastland» verhaften möchte, sondern in dem weniger exponierten eines Verbündeten. —

Als ich John zu jener Zeit, kurze Zeit nach seinem letzten «Gastspiel», bei «Kranzler» in Berlin traf, erzählte er mir das spannende Abenteuer:

«Ich sass an jenem Tage gerade am Schreibtisch im Arbeitszimmer der von mir gemieteten kleinen Villa, die sich, wie du weisst, in einer der besten Wohnlagen von L. befindet und entwickelte einen Mikrofilm. Da klingelte es und zwar zweimal sehr lang und einmal sehr kurz. — „Aha“, dachte ich, „ein Mann von A W II! Es wird aber auch nachgerade Zeit!“ Trotzdem es ein Bekannter sein musste, liess ich doch die angeborene und so notwendige Vorsicht nicht ausser acht, und die